

Vergleichende Charakteristik

der

antiken und modernen Lyrik.

Wenn die Literatur überhaupt mit Recht der Spiegel des geistigen Lebens genannt wird, so muß dies von der Lyrik insbesondere gelten. Denn die Lyrik ist die Dichtung des Gefühls und offenbart uns also das ganze Gemüthsleben des Menschen in seinen Beziehungen zum Endlichen und Unendlichen; sie kann füglich als eine poetische Philosophie oder besser als die Philosophie in der Poesie bezeichnet werden. Sie läßt uns die tiefsten Blicke ins Innere des menschlichen Herzens thun; sie zeigt uns, ob seine Gefühle ein Echo der Außenwelt sind, oder aus dem eigenen Ich entspringen und nach allen Seiten hin gleichsam wellenförmig sich verbreiten. Sie deckt uns die Ideale einer Nation, den Endzweck ihrer Strebungen auf; denn der Mensch ist für das begeistert, was er mit der Kraft seines Willens anstrebt. Sie ist ein Spiegel der Denkkraft und der religiösen Ueberzeugungen eines Volkes; kurz, sie ist die Geschichtsschreibung des menschlichen Seelenlebens.

Je wichtiger demnach die Kenntniß der lyrischen Poesie eines Volkes für die Einsicht in sein inneres Leben ist, um so ergiebiger muß diese Quelle für die Erforschung der geistigen Anlagen großer, von einander wesentlich verschiedener Zeitalter sein, wie des antiken und modernen. Umgekehrt aber auch werden wir nicht bloß das Wesen des antiken und modernen Seelenlebens aus der antiken und modernen Lyrik erkennen, sondern auch aus den unterscheidenden Eigenschaften jener Zeitalter die charakteristischen Merkmale ihrer Lyrik herleiten können. Gerade dieser innige Zusammenhang der antiken und modernen Lyrik mit der antiken und modernen Sinnesart läßt von vorn herein die Schwierigkeit unseres Unternehmens ermessen. Denn wer könnte sich rühmen, vollständige Einsicht zu besitzen in die Triebfedern des antiken-heidnischen und des modern-christlichen Lebens? Hierzu kommt noch die eigenthümliche Beschaffenheit der antiken und modernen lyrischen Literatur. Die uns erhaltene antike Lyrik besteht nur aus Bruchstücken eines Bruchstückes. Denn nur weniger lyrischen Dichter Namen hat uns die Geschichte des Alterthums überliefert, und von diesen wenigen besitzt die Literatur nur Bruchstücke. Wie dies Gebiet für den einzelnen Forscher zwar groß genug, aber im Vergleich zur Wichtigkeit der Sache zu klein ist, so begreift die moderne Lyrik ein wahrhaft ungeheures Feld. Es wird also bei ihr nicht möglich sein, jede Stelle, wo die Lyra erklungen ist, zu durchforschen, sondern nur die Hauptgruppen können beachtet werden. Eine vergleichende Charakteristik der antiken und modernen Lyrik aber hat nicht nur beide Massen als ein fertiges Ganzes nach Form und Inhalt zu schildern, sondern auch den eigenthümlichen Gang beider in der Geschichte und ihr Verhältniß zur sonstigen Poesie und Kunst darzulegen. Darum wird unser Versuch drei Abschnitte enthalten; er wird handeln über die historische Entwicklung der antiken und modernen Lyrik, über ihre Form und endlich über ihren Inhalt.

Geschichtliche Entwicklung der antiken und modernen Lyrik.

Die antike Lyrik ist die Lyrik der Griechen; denn die römische Lyrik beruht, wie die römische Poesie überhaupt, auf der griechischen, sie ist eine Tochter derselben. Die moderne Lyrik dagegen ist die Lyrik der christlich-germanischen Völker. Die Geschichte der Literatur weist nach, daß von einem jedem Volke, welches eine nationale Literatur besitzt, die Epik, die Poesie der Sage, zuerst gepflegt worden ist. So beginnt die griechische Literatur zwar mit einer priesterlichen Hymnik, allein ihr Inhalt und ihre Form, soweit wir aus den sogenannten homerischen Hymnen urtheilen können, schließt sie von der Lyrik entschieden aus. Wir finden diese Erscheinung psychologisch durchaus begründet. Denn wie dem einzelnen Menschen in seiner Kindheit, so tritt auch einem ganzen Volke im Anfange seiner Entwicklung zunächst die äußere Natur entgegen; sie wirkt auf seine Sinne und erregt Anschauungen; durch die Anschauung wird die Phantasie geweckt, und diese hinwiederum erzeugt die Sage, die Quelle der epischen Dichtung. Da die moderne Poesie überhaupt ihrem Wesen nach christlich-germanisch ist, jenes Element aber, das christliche nämlich, die erste Stelle einnimmt, so fällt auch die christliche Hymnik der ältesten Zeit in ihren Bereich. Allein diese ist keine nationale Dichtung der modernen Welt. Fassen wir die nationale Poesie der modernen Nationen ins Auge, so finden wir auch hier zuerst die epische Dichtung; epische Gedichte bilden den Anfang sowohl der heidnischen als christlichen Literatur der neuen Welt.

Wie die epische Poesie der Griechen zur Zeit der Königsherrschaft in höchster Blüthe stand, so entsproß dem Boden republikanischer Verfassungen in Griechenland die Lyrik. Das griechische Volk trat allmählich aus seiner Kindheit in die Zeit der übermüthigen Jugend. Es erwachte in ihm das Selbstbewußtsein; es fühlte seine Kraft und wollte nicht länger mehr bloß regiert werden, sondern auch an seiner Lenkung Antheil nehmen. Das Joch der Monarchie wurde abgeschüttelt und freiere Verfassungen an ihre Stelle gesetzt. Es konnte nicht fehlen, daß dieser großartige Umschwung im griechischen Leben auch auf die Literatur mächtig einwirkte. Dem wachsenden Selbstbewußtsein entkeimte die Reflexion, vermöge deren der Mensch sich auf sein Inneres zurückbiegt und die Vorgänge seines Geistes kennen lernt. Das griechische Volk hatte zwar immer gefühlt, aber jetzt erst konnte es seine Empfindungen festhalten, in Worte einkleiden und in dichterischer Weise ausdrücken. Es ist natürlich, daß die lyrische Poesie in Griechenland bei dem Stamme zuerst ans Licht trat, welcher seiner ganzen Anlage nach jenen Schritt von der beschränkten monarchischen Verfassung zur freieren, republikanischen Staatsform zuerst wagte; und das waren die Jonier, die Schöpfer der Elegie.

Nebst jener Staatsumwälzung war es die Musik, welche das Entstehen der lyrischen Dichtung in Griechenland beförderte. Dieses ist jedoch nicht ihr einziges Verdienst um die Lyrik, sondern sie bestimmte auch die Form derselben. Ueberhaupt war die griechische Lyrik durch die engsten Bande mit der Musik verknüpft; denn der Dichter war Musiker und dichtete seine Lieder nur, um sie in Musik gesetzt der singenden Nation zu überliefern. Allein auch dieses Verhältniß war in seiner Vollendung nicht von vorn herein gegeben. Denn noch in der jonischen Lyrik gab es Formen, welche, wie das heroische Epos, rhapsodirt wurden. Erst in der äolischen Lyrik tritt eine vollständige Deckung zwischen Musik und Gedicht zu Tage, und zu diesem Bunde zwischen Ton und Wort gesellte sich in der dorischen Lyrik noch ein drittes Element, der Tanz.

Während dem äolischen Stamme das Einzeliied, das Melos, eigenthümlich ist, gehört den Dorern der ernste Chorgesang an; die Attiker endlich bildeten den Dithyrambus aus. Es ist hier nicht der Ort, die Unterschiede dieser verschiedenen Arten der Lyrik darzulegen; so viel aber leuchtet ein, daß die antike Lyrik eine Lyrik der Stämme ist, welche ein von aller andern Poesie unabhängiges Dasein hatte. Denn ihre Dichter waren eben ausschließlich nur Lyriker. Daß ein Epiker zugleich der lyrischen Poesie seine Kräfte gewidmet hätte, dafür gibt es meines Wissens kein einziges Beispiel. Daß ein Lyriker in einem oder andern Werke die Grenzen seiner Kunst überschritt und in das Gebiet der Epik hinüberwandelte, ist aus den erhaltenen Dichtungen nicht zu erweisen. Nur wird es uns historisch überliefert, daß der Lyriker Stesichorus eine Drestie geschrieben habe. Und obgleich es endlich dem dramatischen Dichter wegen der eigenthümlichen

Form seiner Dichtungsart so nahe lag, sich auch abgefordert vom Drama der lyrischen Dichtung zu widmen, so finden wir dies doch nur in einem beschränkten Maße bethätigt. Denn Ion ist der einzige Dramatiker, von dem sich Bruchstücke selbständiger, nicht im Dienste des Dramas verwendeter Lyrik erhalten haben.

Charakteristisch für die antike Lyrik ist ferner ihr Verhältniß zur Musik, welches wir zum Theile schon dargelegt haben. Die Musik war in ihrer guten Zeit nur Dienerin der Lyrik, keineswegs eine selbständig für sich bestehende Kunst. Denn Plato tadelt es mit dem bittersten Ernste, daß zur Zeit des Verfalles der Lyrik die Musik eine eigene Stellung errang und folglich nicht mehr ein bloßes Mittel blieb, sondern selbst Zweck wurde.

Sehen wir nun, in welcher eigenthümlichen Weise sich die moderne Lyrik entwickelt hat. In den ersten christlichen Jahrhunderten erblicken wir eine Lyrik, deren Inhalt, obgleich in antiker Sprache niedergelegt, als der allerchristlichste und also auch als modern bezeichnet werden muß. Es ist dies die Lyrik jener für das Christenthum begeisterten Priester, welche die christliche Welt mit dem ehrenden Beinamen der Kirchenväter geschmückt hat, eines Gregor von Nazianz und Synesius in der morgenländischen, eines Ambrosius und Prudentius in der abendländischen Gemeinde. Auch nachdem die lateinische Sprache aus dem Leben verschwunden war, blieb die Poesie, wie die Literatur überhaupt, in den Händen der Geistlichen, welche aber vor Allem die geistliche Epik förderten, wenn auch die Lyrik nicht ganz brach gelegen haben mag. Erst mit dem zwölften Jahrhunderte, als das Volks- und das ritterliche Epos emporkam, empfing auch die Lyrik einen neuen Schwung; es entstand die weltliche Lyrik, aber auch geistliche Lieder traten in größerer Anzahl in der Volkssprache hervor. Wie aber die Lyrik vorher ein Eigenthum des geistlichen Standes gewesen, so ging sie jetzt vorwiegend in die Pflege des Adels und der Höfe über; sie wurde eine Kunst- und Hofpoesie, welche das südliche Frankreich und Deutschland zu ihren Hauptstätten auserkor. Als der Glanz des Ritterthums erlosch, die Blüte des Adels verschrumpfte, der Bürgerstand und die Städte dagegen das Uebergewicht erhielten, zogen sich die Mäusen in die Mauern der Städte zurück und begaben sich in den Schutz des ehrfamen Handwerks. Die Lyrik war den geschäftigen Handwerkern vor allen andern Formen genehm; denn sie dünkte ihnen wegen des beschränkten Umfanges ihrer Erzeugnisse am bequemsten. Somit hätten wir jetzt, wie eine Poesie der Handwerker überhaupt, so eine Lyrik derselben insbesondere.

Unterdessen gewann das in Italien mit erneutem Eifer betriebene Studium der Alten und vorzüglich der Griechen immer mehr Umfang. Man versuchte es, die Alten nachzuahmen, anfangs zwar in lateinischer, dann aber auch in der Volkssprache; und wenn man auch eine slavische Nachahmung verschmähte, so nahm man doch immerhin ein oder anderes Element aus dem Alterthume auf. Diese Richtung, durch die Reformation, wenn auch nicht hervorgerufen, doch am meisten gefördert, erzeugte die Poesie der Gelehrten. Im Besitze der Gelehrten ist die Poesie bis auf den heutigen Tag geblieben, wenn auch die Romantiker eine Rückkehr vom Antiklassischen zum christlichen Mittelalter anstrebten und das Band, welches die Dichter der Reformation zerrissen hatten, wieder anzuknüpfen versuchten.

Die moderne Lyrik zeigt sich nach der gegebenen Uebersicht ihres historischen Verlaufs nicht als eine Lyrik der Stämme, sondern der Stände. Sie hat aber auch durchweg kein von allen andern Poesie abgefordertes, für sich bestehendes Dasein, sondern ihre Dichter sind in den meisten Fällen ebensowohl Epiker oder Dramatiker. Nur machen die Troubadours und zahlreiche Minnesänger eine Ausnahme. Auch ist das Verhältniß der modernen Lyrik zur Musik in allen Zeiträumen mit dem innigen Bunde, welcher zwischen diesen beiden Künsten im Alterthume herrschte, nicht zu vergleichen. Zwar wurden die Lieder der Troubadours und Minnesänger und auch noch der Meistersänger gedichtet, um gesungen zu werden, zwar setzte ein großer Theil jener Dichter seine Lieder selbst in Musik: allein seit die Dichtung in die Hände der Gelehrten kam, ward das Verhältniß der Lyrik zur Musik so sehr vernachlässigt, daß ganz unsingbare Formen, wie das Sonnett, erfunden wurden. Die Musik ist nicht mehr Dienerin der Lyrik, sondern umgekehrt die Lyrik Dienerin der in selbständiger Größe prangenden Musik, welche sich dann und wann herabläßt, aus der lyrischen Poesie einiges Futter für ihren Compositions hunger herzuholen.

Der Umstand aber, daß die antike Lyrik eine Lyrik der Stämme, die moderne eine Lyrik der Stände ist, gibt uns Aufschluß über eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der lyrischen Poesie. Auf den ersten Blick befremdet uns der Mangel des Volksliedes bei den Griechen, während dasselbe doch in der modernen Lyrik einen beinahe unermesslichen Raum einnimmt. Allein man überzeugt sich leicht, daß für eine Nation, welche durch eine so ausgebildete Poesie erzogen war, wie die griechische, deren Geschmac durch den täglichen Genuß und die tägliche Anschauung der vollendetsten Kunstwerke sich immer mehr verfeinerte und veredelte, daß für eine solche Nation der Unterschied zwischen Volk und feiner Gesellschaft verschwand, und daß nur die tiefste Schicht der Gesellschaft für eine Art grobkörniger Poesie übrig gelassen wurde, welche man kaum als Volkslied bezeichnen kann. Denn was an Volksliedern aus der antiken Welt uns überkommen ist, beschränkt sich auf eine Anzahl Sprüche, welche in verschiedenen Gewerben gebräuchlich waren, vielleicht auch bei der Arbeit gesungen wurden. Das wahre Volkslied aber unterscheidet sich nur durch seine Physiognomie vom Kunstliede, an Inhalt und Tiefe übertrifft es dasselbe sehr häufig. Nur ist es der Form nach weniger zusammenhängend; die einzelnen Empfindungen sind unmittelbar hingeworfen, ohne Reflexion und Schilderung, und mosaikartig an einander gefügt; das Ganze ist von plötzlichen Gedankenblitzen hier und da durchleuchtet. Es lebt beständig im Munde des Volkes, und das ganze Volk dichtet an ihm, so daß es im Laufe der Jahre ein ganz anderes Aeußeres erhält; es ist nie in Ruhe, sondern immer im Werden begriffen. Solche Lieder haben die Griechen, so weit sich unser Wissen über ihre Lyrik erstreckt, nie besessen. Sie konnten sie auch nicht erwerben, da sie kein Bedürfnis dazu empfanden. Denn die Kunstlieder der Griechen waren zugleich ihre eigensten Volkslieder, da der griechische Dichter ein Kind seines Volkes war, wie kein anderer. Jene Kunstlieder aber sind höchstens Volkslieder der niedrigsten Stufe zu nennen, wie sie in Deutschland am Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden, nachdem der Volksgefang im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts seine höchste Blüte erlebt hatte. Dagegen war neben unserer Lyrik der Stände eine Lyrik des Gesamtvolkes möglich.

Die Form der antiken und modernen Lyrik.

Die Geschichte enthillt uns das Werden der lyrischen Dichtung; wir können dieselbe aber auch als geworden auffassen, und dann beruhen ihre charakteristischen Merkmale in der Form und im Inhalte. Denn in jeder Art der Poesie gehört die Form mit zum Wesen, weil ohne dieselbe überhaupt keine Poesie denkbar ist. Es leuchtet aber ein, daß wir bei der Darlegung der Form der antiken und modernen Lyrik nicht überall bloß die Lyrik berücksichtigen können, weil sie an der Form der übrigen Dichtungsarten einigen Antheil hat. Wir sind daher genöthigt, von der allgemeinen dichterischen Form auszugehen und sie auf die lyrische Poesie anzuwenden.

Im weitesten Umfange gehört hierher die Metrik, welche für die Lyrik schlechthin unentbehrlich ist. Denn es gibt wohl epische Dichtungen und Dramen, welche trotz ihrer dichterischen Composition ungebundene Reden aufweisen, aber ein in ungebundener Rede abgefaßtes lyrisches Gedicht kennt weder das griechisch-römische Alterthum, noch die moderne Zeit. Man kann höchstens die Psalmengesänge der Kirche, wie das erhabene Te Deum des h. Ambrosius, entgegenhalten; aber die Form dieser ist aus der Nachahmung der alttestamentlichen Gesänge erwachsen.

Das griechische Silbenmaß beruht auf der Länge und Kürze der Silben: ein Grundsatz, welchen auch die lateinische Sprache befolgt hat. Die lyrischen Metra der Griechen haben sich von der einfachsten lyrischen Form, welche im Distichon hervortritt, bis zu den künstlich verschlungenen Weisen der Chorgesänge fortgebildet. Das Distichon war ein Erzeugniß des jonischen Stammes; das strophische Lied erfanden die Aeoler; die Dorer schritten zur antistrophischen Form und gaben der Strophe und Gegenstrophe durch den Nachgesang ihren Abschluß. Im Dithyrambus endlich, dem Kinde der attischen Muse, verkörperte sich die freiste Form der lyrischen Metrik, da er nicht durch Strophe und Gegenstrophe gebunden war. Man wird demnach zugeben, daß die metrische Form in der antiken Lyrik einen hohen Grad der Vollenbung erreicht hat; sie war den Alten gewissermaßen sogar Hauptsache. Denn obgleich die jonische Lyrik die mannigfaltigsten Stoffe behandelte, wurde sie nur wegen der Form des Distichons, welche allen Dichtungen des Stammes gemeinsam war, Elegie genannt.

Wie die antike Metrik offenbar auf musikalischem Boden entsprossen ist, so kann man das Princip der modernen Metrik logisch nennen; ja bei manchen modernen Völkern beruht die Metrik auf bloßer Silbenzählung. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die moderne Lyrik, selbst wo sie den Mantel einer antiken Sprache noch nicht abgeworfen hat, eine von der antiken Form wesentlich abweichende Gestalt darbietet. Am nächsten kommt der antiken Lyrik noch die griechisch-christliche Hymnik, insofern als sie das Princip der Quantität beibehält. Aber von den verwickelten Versmaßen der antik-griechischen Lyrik ist auch keine Spur mehr vorhanden; einfache trochäische oder jambische Verse sind herrschend geworden. Dieselbe Einfachheit zeigt sich auch in der lateinischen Hymnenpoesie, allein hier tritt statt des Princips der Quantität das der Qualität auf. Die Verse werden nicht mehr nach der Länge und Kürze der Silben gemessen, sondern das Gesetz der Wortbetonung hat auch in der Metrik die Herrschaft gewonnen. Da diese Metrik alles musikalischen Elementes entbehrte, war es natürlich, daß man den fühlbaren Mangel zu ersetzen suchte, und dies geschah durch den Reim, ein modernes Erzeugniß, obgleich Anflänge desselben schon in der antiken Lyrik, z. B. den römischen Elegikern, auftauchen. Von der lateinischen Hymnik ist das Princip der Qualität zunächst in die deutsche Sprache übergegangen und hier so zu sagen logisch geworden. Denn der Ton ruhte in unsern Wörtern von den Zeiten des Altdutschen an bis zum heutigen Tage immer auf der Silbe, welche durch ihre innere Bedeutung die andern überwiegt, auf der Stammsilbe. Darum kann es nicht zweifelhaft sein, ob der Reim unsere Poesie schmücke oder entstelle. In der Lyrik ist er unumgänglich notwendig; dies beweisen alle unsere lyrischen Dichter von der ältesten Zeit bis auf unsere Stunde, welche den nationalen Boden nicht gegen einen fremden vertauscht haben. In noch erhöhtem Maße gilt die Nothwendigkeit des Reimes von den romanischen Sprachen. Denn da ihre Metrik die bloßen Silbenzählung herabgesunken ist, so würden die Verse ohne den Reim keinen erkennbaren Abschluß haben. Ja abgesehen von dem Klange der Vokale würden wir alle Spur des Musikalischen in ihnen vermissen, da sie sogar des Rhythmus entbehren, welcher der deutschen Sprache doch erhalten ist. War das qualitirende Princip einmal eingeführt, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die moderne Lyrik in ihrer metrischen Form der antiken gegenüber die höchste Einfachheit aufweist. Ihre Maße sind entweder steigend oder fallend, was man jambisch oder trochäisch nennen möge. Ihre Verse bestehen nicht, wie oft die antiken, aus verschiedenen Füßen, ihre Strophen aus denselben Versen, es sei denn, daß die einzelnen Verse sich durch die Zahl der Versfüße unterscheiden. Andererseits ist diese Gleichförmigkeit von den buntesten Reimfiguren durchwunden, die um so nachdrücklicher wirken, je einfacher der Grund ist, dem sie eingewebt sind. Ueberhaupt hat der Reim in der modernen Nationallyrik die ganze Aufmerksamkeit der Dichter auf sich gezogen. Mit welcher Kunst handhabten ihn nicht die Troubadours und die Minnesänger? Wie mannigfaltige Reimfiguren haben nicht die Italiener und Spanier erfunden? Sogar in Spielerei ist die Sorgfalt ausgeartet, welche man auf den Reim verwendete, und sie hat zu lyrischen Formen verführt, welche völlig unsingbar sind, so das schon genannte Sonnett. Der verschlungene Bau der antiken lyrischen Verse und Strophen und die Einfachheit der modernen ist der Grund, woraus sich der auffallende Mangel des eigentlichen Liedes bei den Alten und die reiche Fülle desselben bei den Modernen erklärt. Denn das Lied erheischt Einfachheit des Gedankens und demgemäß auch der Form. Andererseits hält es nicht schwer, in der modernen Lyrik eine Zahl von lyrischen Dichtungen anzuführen, in welchen erhabene Tiefe des Gedankens mit höchster Einfachheit der Form gepaart ist; die lateinische Kirchenhymnik und viele deutsche Kirchenlieder gehören hierher.

Im Allgemeinen geht das klassische Alterthum, wenn wir die Form seiner Lyrik berücksichtigen, der modernen Lyrik voran. Gleichwohl läßt sich auch hier Manches bezeichnen, welches eine gewisse Aehnlichkeit zwischen beiden bekundet. Wir meinen zunächst die eigenthümliche Dreitheilung, welche Friedrich von Hufen in den Strophen des deutschen Minnegesanges geltend gemacht hat. Die beiden Stollen entsprechen der Strophe und Antistrophe, der Abgesang der Epodus in der Chorlyrik, wenigleich nur in gewissem Maße. Wir erinnern ferner an die Leiche, eine lyrische Form, worin nicht dieselbe Strophe immer wiederkehrte. Nehmen wir hinzu, daß in jeder verschiedenen Strophe des Leiches die Dreitheilung sich wiederholte, daß die Leiche ursprünglich mit Tanz begleitet wurden, daß sie zur Darstellung der höchsten Freude, namentlich zur Feier des

Göttlichen dienen, so können wir uns nicht erwehren, eine große Aehnlichkeit zwischen ihnen und den alten Choraliedern anzuerkennen.

Soweit wir jetzt die moderne Lyrik erörtert haben, bewegt sich dieselbe ausschließlich auf nationalem Boden. Es sollte aber auch eine Zeit kommen, wo man das Band der Nation zerschnitt und mit Hintanfetzung, ja Verachtung des Mittelalters unmittelbar an das klassische Alterthum anzuknüpfen suchte. Dies geschah namentlich in Italien und Deutschland. Für die damals verwilderte deutsche Sprache war es nicht ohne Nutzen, daß dieselbe in die engen Fesseln der antiken Metrik geschmiedet wurde; denn sie wurde dadurch wieder an Maß gewöhnt; für die Poesie aber, und namentlich die Lyrik, denn diese war der Neuerung am meisten ausgesetzt, konnte es nur nachtheilig sein. Denn durch die antiken Formen, selbst wenn die Meisterhand eines Klopstock sie dem modernsten Inhalte anbequemt, wird die Lyrik dem Volksgefühl entfremdet. Damit kann es freilich wohl bestehen, daß jene Nachahmung der antiken lyrischen Form einen hohen Grad von künstlerischer Vollendung erstiegen hat, wie denn auch in der neuesten Zeit der Dichter Platen in vielen Formen der antiken Lyrik mit den Alten selbst glücklich gewetteifert hat. Jedoch ist und bleibt die antike Metrik in unserer Sprache immer eine Treibhauspflanze ohne naturwüchsiges Gedeihen, wenn man von dem daktylischen Hexameter absieht, der bei uns Bürgerrecht erhalten hat. Mit Recht versuchen daher neuere Uebersetzer des Horaz, dessen Gedichte durch Uebertragung in trochäischen oder jambischen Versen, nicht in den Versmaßen des Urtextes, den Deutschen genießbar zu machen.

Zur Form müssen wir außer der Metrik auch die Art und Weise rechnen, wie der Dichter im lyrischen Gedichte seine Empfindungen äußert. Hier ist eine dreifache Weise möglich: entweder wird er uns einfach die Gegenstände vortführen, welche das Gefühl erregt haben, oder er wird die Vorstellungen darlegen, welche von dem Gefühle gewedt werden, oder endlich wird er seinen Geist auf das Gefühl zurückbiegen, seinen innern Zustand ergreifen, betrachten, offenbaren. Wir können diese drei Arten der lyrischen Darstellung mit den Namen der objektiven, subjectiven und reflectirenden Lyrik bezeichnen. Es versteht sich von selbst, daß derartige Unterschiede selten rein und unvermischt aus Licht treten, sondern meistens eine Art in die andere überfließt; aber schon von vorn herein fühlen wir uns zur Ansicht gedrungen, daß der plastische, objektive Geist der Hellenen vorwiegend die objektive Darstellung, der subjective, innerliche Geist der Modernen aber vorzugsweise die beiden andern Arten ergriffen haben wird. Und dies bestätigt die Geschichte der Lyrik. Denn die lyrische Poesie der Griechen lebte von ihrem Ursprunge an im Staate und in der Außenwelt, wie die der Modernen in der innersten Tiefe des menschlichen Herzens. Jene enthält darum sehr viele epische Elemente sowohl im jonischen als auch besonders im dorischen Stil. Wenn wir die Siegeshymnen des Pindar lesen, so staunen wir, so viele eingestreute Sagen zu entdecken; unser Gefühl sträubt sich gegen diese epischen Massen, wenn uns der Verstand auch sagt, daß sie mit der Verherrlichung des Siegers im innigsten Zusammenhange stehen und dem Dichter nur Mittel zum Zwecke sind. Selbst die äolische Lyrik, obgleich die innersten Gefühle des Herzens ihr Stoff leihen, hat sich von jener Objektivität nicht lossagen können. Wenn Sappho den Eindruck singt, welchen der Anblick eines geliebten Mannes auf ihr Gefühl macht, so schildert sie nicht das Feuer der Empfindungen, welches in ihrem Busen erglüht, sondern sie malt die Wirkungen, welche jene Empfindungen in ihrem Körper hervorrufen, das Stammeln der Zunge, die Glut der Wangen, den Schwindel der Augen, die Taubheit der Ohren, die fieberhafte Aufregung des Körpers, ihr Zittern, ihre Blässe. In so plastischer Form erscheint selbst die äolische Lyrik. Anders ist es in der modernen Lyrik, wo eine solche Sinnlichkeit der Anschauung nur ausnahmsweise sich vorfindet, so in Walthers von der Vogelweide und Göthe, wo die Reflexion sich fogar in ein so wenig verstandesmäßiges Gebiet eingemischt hat, wie die Liebe ist. Denn die Reflexion bildet einen charakteristischen Zug des provenzalischen und deutschen Minnegesanges.

Als charakteristisch für die moderne Lyrik müssen wir noch eine Erscheinung beifügen, welche die Form betrifft. Wir haben schon bemerkt, daß in der modernen Welt nur seltener der Lyriker bloß Lyriker, der Epiker bloß Epiker, der Dramatiker bloß Dramatiker ist. Bei solcher Bewandniß der Dinge konnte es kaum anders geschehen, als daß die moderne Lyrik mit der Epik oder Dramatik sich gattete und Zwittergattungen erzeugte. So sind die Romanzen und Balladen aus

der Vereinigung aller drei Dichtungsarten, die Cantate aus der Verbindung der Lyrik mit der Dramatik, die Heroide aus der Verschmelzung der Lyrik und Epik hervorgegangen. Daß letztere Form schon von Ovid erfunden ist, thut der Sache keinen bedeutenden Eintrag, zumal da Ovid schon auf der Wetterscheide der antiken und modernen Welt steht. Von solcher Zwitterbildung hatten die hellenischen Lyriker keine Ahnung. Bei ihnen war vielmehr die Form und der äußere Bau herkömmlichen Gesetzen unterworfen, während die modernen Lyriker mit unbeschränkter Willfür aus dem Vorrath der Formen wählen und selbst neue schaffen dürfen. So entdecken wir in der Form denselben Gegensatz zwischen der antiken und modernen Lyrik, welcher für das antike und moderne Leben überhaupt Geltung hat, den Gegensatz der Nothwendigkeit und Freiheit.

Der Inhalt der antiken und modernen Lyrik.

Wenn hinsichtlich der Formenschönheit die moderne Lyrik mit der antiken keinen Vergleich aushält, so führt uns der dritte Abschnitt unserer Abhandlung auf ein Gebiet, wo die moderne Lyrik eingeständenermaßen den Vorrang behauptet.

Wir können dem Inhalte nach die antike und moderne Lyrik mit zwei Worten charakterisiren: jene ist heidnisch, diese christlich. Der hellenische Gottesdienst war Naturdienst; die Götter der Hellenen, welche unter dem Bilde vollkommener Menschen dargestellt wurden, waren ursprünglich Naturkräfte, ihr fester Boden das wirkliche Leben, ihr Centralpunkt der Staat. Wie sie das Leben ansahen, zeigt die Vergleichung desselben mit einer Festschau, welche Pythagoras zuerst als Bild benutzte hat. „Den preise ich als den Glücklichsten, sagt der Komiker Menander, welcher, nachdem er diese erhabenen Gegenstände, die gemeinschaftliche Sonne, die Gestirne, das Wasser, die Wolken und das Feuer in ungetrübter Freude angeschaut hat, schnell wieder dorthin ging, woher er kam; dasselbe wirst du sehen, ob du noch hundert Jahre lebst, oder nur wenige. Für eine Festschau halte ich die Lebenszeit.“ Plutarch spricht denselben Gedanken also aus: „Der ehrwürdigste und Gott angemessenste Tempel ist die Welt; in diese wird der Mensch eingeführt durch die Geburt, als Zuschauer von Bildnissen, welche nicht von Menschenhänden gemacht noch unbeweglich sind, sondern welche der göttliche Geist aus Licht brachte, so daß sie erkennbar für erkennende Wesen und mit dem Prinzipie des Lebens und der Bewegung begabt sind: die Sonne, der Mond, die Sterne, die Flüsse, welche immer neues Wasser aussenden, und die Erde, welche den Pflanzen und Thieren Nahrung beut.“ Aus diesem Bilde einer Festschau schimmert auch der Gedanke eines andern Lebens hervor, welcher ebensowohl in dem Götterglauben des ganzen Volkes an den Tag tritt. Allein welche Vorstellung hatten die Griechen von dem Fortleben nach dem Tode? War ihnen doch das jenseitige Leben nur die Fortsetzung des diesseitigen. Darum lag es ihnen fern, das Endliche dem Unendlichen, das Diesseitige dem Jenseitigen unterzuordnen. Weil alle ihre Bestrebungen auf den Staat als den höchsten Zweck des irdischen Daseins abzielten, so waren die Handlungen sittlich oder unsittlich, je nachdem sie das Staatswohl förderten oder beeinträchtigten. Darauf deutet der Gebrauch von Wörtern, welche ursprünglich unglücklich bedeuten, für Begriffe des Frevels, wie auch der Mangel eines Ausdrucks für Sünde.

Auf ganz entgegengesetzten Prinzipien beruht das moderne Leben. Der Gott der Christen ist keine Naturkraft, auch kein Mensch mit vollkommeneren Kräften und Fähigkeiten, sondern ein reiner Geist, der christliche Gottesdienst nicht Naturverehrung, sondern Geistesdienst. Das sinnliche Leben ist dem Christen nicht das höchste Gut auf dieser Welt, sondern das in Christi Leben dargestellte Ideal eines innern, geistigen Lebens; das Diesseits ist nicht Zweck, sondern Mittel, um zum Jenseits, dem ewigen Leben, zu gelangen, es ist nicht eine Zeit der festlichen Freude, sondern des mühseligen Kampfes. Das größte Uebel für den Christen ist nicht das Unglück, sondern die geistige Befleckung, die Schuld.

Dieser Gegensatz der religiös-sittlichen Anschauung offenbart sich zunächst im geistlichen Liebe. Wie im modernen Leben ist auch im Alterthum die Religion ein Hauptgegenstand der Lyrik gewesen. Aber wie die Götter der Griechen mit menschlichen Eigenschaften ausgerüstet waren, wie ihnen menschliche Schwächen anklebten, wie endlich sogar menschliche Thorheiten unter dem beson-

den Schutze einzelner Gottheiten standen, so muß auch die religiöse Hymnenpoesie zum Theile von dem sinnlichsten Inhalt erfüllt gewesen sein. Einen Beweis dafür liefern die Phalloslieder, welche bei den Processionen der Dionysusfeste gesungen wurden und von Sinnlichkeit gestroht haben müssen. Zwar scheint der religiöse Hymnus des Kleantes, der einzige, welcher uns aus dem Alterthume überkommen ist, ein Hymnus, dessen Ideen beinahe christlich genannt werden können, jener Unwürdigkeit des Inhalts zu widersprechen; allein derselbe ist ein Kind der stoischen Philosophie, nicht des griechischen Volksglaubens. Ebenso wenig wird man uns den Pindar entgegenhalten können, welcher die Götter aller unwürdigen Mythen entkleidet, noch sich auf die Erhabenheit der Göttergestalten berufen, wie sie in den Chorgesängen des Aeschylus und auch des Sophokles geschildert werden, noch weniger aber den Euripides als Beweis für das Gegentheil anführen wollen, weil sein philosophischer Sinn in den lyrischen Stellen seiner Tragödien zu wiederholten Malen gegen die gemeinen Göttervorstellungen ankämpft. Dies sind einzelne philosophisch gebildete Männer mit ihren Ideen gegenüber dem Glauben des ganzen Volks.

Wie der Gott der Christen ein purer Geist ist, so ist auch seine Verehrung und Verherrlichung in den christlichen Hymnen geistig. Ihr Inhalt ist so vielseitig, wie die Eigenschaften und das Wirken Gottes, so tiefinnig, wie das Wesen Gottes, so erhaben, wie der göttliche Geist in seiner unermesslichen Höheit. Vorzugsweise ist er dem Leben und Leiden Christi entlehnt: ein Stoff, welcher im Herzen des wahren Christen eine reiche Fülle von Empfindungen emporprudeln läßt.

Weiterhin muß ein so entschiedener Gegensatz im religiös-sittlichen Leben dem Inhalte der beiderseitigen Lyrik eine durchaus verschiedene Färbung ertheilen. Die Griechen waren in ihrem unerschütterlichen Glauben an die Natur unbekannt mit einem Streite des Irdischen und des Idealen; sie wußten um keinen Gegensatz, der ihre heitere Lebensanschauung getrübt oder erschüttert hätte. Die festen Zustände ihres Lebens ließen einer unruhigen Sehnsucht ebenso wenig Raum, als einem Zwiespalt der Empfindung; ihnen dünkte die Natur nirgends feindselig und bedürftig, und dem Menschen maßen sie die Fülle der göttlichen Dinge bei. Sie verstanden aber nicht bloß, das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen. Denn da die Natur ihr Evangelium war, fügten sie sich ihrer Herrschaft, selbst wenn sie von derselben bitter bedrückt wurden, und leichtes Sinnes stießen sie jeden Gedanken aus ihrem Gemüthe, der die Heiterkeit desselben störte. Ihre Lyrik muß darum durchgängig die Physiognomie der Natur tragen; sie ist nach dem Ausdruck Schillers *naiv*, d. h. sie ist Natur und sucht nicht die Natur. Denn die wenigen Klagen, welche hier und da über die Unzulänglichkeit des Irdischen laut werden, sind mehr Erzeugnisse augenblicklicher Stimmung, als durchgehender Zug des hellenischen Geistes. Lieder der Trauer und Klage über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens, Lieder der Reue über die Thorheiten des Herzens, Lieder der Furcht vor dem Tode und der ewigen Vergeltung, Lieder der Sehnsucht nach Gott und dem Ewigen kannten die Griechen nicht und konnten sie nicht kennen, weil ihnen jene Empfindungen fehlten.

Weit anders mußte sich die moderne Lyrik gestalten. Denn durch eine höhere Weisheit von der Unzulänglichkeit der menschlichen Zustände überzeugt, fühlen wir in uns einen Zwiespalt zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit, zwischen Materie und Geist, und können uns einer tiefen Sehnsucht nach der Auflösung dieses Mißverhältnisses nicht erwehren. Unsere Lyrik sucht die wahre Natur; sie ist darum sentimental. Und wenn sie sich auch auf dem Gebiete der Außenwelt bewegt, im Hintergrunde liegt das Geistige, Unendliche.

Aus der Sentimentalität als dem charakteristischen Merkmal nicht bloß der modernen Lyrik, sondern der modernen Poesie überhaupt ging noch ein anderer eigenthümlicher Zug unserer Litteratur hervor, welcher die Lyrik nicht unberührt lassen konnte. Wir meinen den Humor, dessen Elemente Wit und Ironie sind, dessen Object die Dissonanz zwischen Ideal und Wirklichkeit ist. Bei den Griechen war er unmöglich, weil sie eine solche Dissonanz nicht kannten. Aber auch bei den Modernen ist er erst in der spätern Zeit hervorgetreten. Die ersten Spuren des Humors zeigen sich in Ritharts höfischer Dorfpoesie, wie Lachmann die Dichtungen des im 13. Jahrhundert lebenden bairischen Mitters treffend bezeichnet hat. In unserer Zeit hat sich der Humor als der ausgebildete Weltchmerz in die Lyrik eingeschlichen: ein Gespenst, welches uns namentlich aus den lyrischen Gedichten eines Heine und seiner Gesinnungsgenossen entgegengrinset.

Da das Endliche den Inhalt der antiken, das Unendliche aber wenigstens zum großen Theile den Inhalt der modernen Poesie und insbesondere der Lyrik ausmacht, so konnte zwar der antike Dichter jedes Ding bei seinem Namen nennen oder sich höchstens zum Symbol emporheben, aber der Moderne sieht sich gedrungen, um überhaupt das Unendliche in den Bereich der Poesie zu bringen, die Allegorie anzuwenden. Er wird also das Unendliche durch etwas Endliches versinnbildlichen, während der antike Dichter höchstens einen endlichen Stoff darstellt, in welchem das Unendliche der Bedeutung nach enthalten ist, obgleich er das Endliche nicht als bloßes Mittel um des Unendlichen willen setzt. Ein Vorbild für die Allegorie war dem modernen Dichter überhaupt die Bibel, dem Lyriker insbesondere die Psalmenpoesie der Hebräer. Von der ältesten Hymnenpoesie der christlichen Kirche bis auf unsere Tage windet sich die Allegorie wie ein bunter Faden durch die moderne Lyrik. Sie erscheint uns in den deutschen Minne-, besonders Christus- und Marienliedern, so in dem lyrisch-didaktischen Gedicht „Die Tochter Sions oder die minnende Seele“, in der goldenen Schmiede Konrads von Würzburg. Allegorisch sind ferner die Sonnette Dantes, worin er Beatrice, das unter dem Bilde einer Frauengestalt gefeierte Ideal seiner Liebe, besingt, allegorisch die Sonnette Petrarcas, insofern als die Liebe zu Laura sich zur höchsten Geistigkeit verklärt und Laura ein Bild der idealen, unendlichen Schönheit wird. Dieser Gebrauch der Allegorie ist der modernen Poesie keineswegs zum Fehler anzurechnen, soweit die Allegorie das Endliche oder doch rein Geistige versinnbildlicht. Fehlerhaft wird sie nur dann, wenn der Dichter sie auf sinnliche Gegenstände anwendet.

Bei der vorwiegenden Richtung des antiken Geistes auf Staat und öffentliches Leben hat ein guter Theil der antiken Lyrik sich mit den staatlichen und öffentlichen Verhältnissen befaßt. Die politische Elegie war ausschließlich dem Staatsleben gewidmet, während die gnomische Elegie Hebung der Sittlichkeit bezweckte. Die politischen Lieder eines Alcäus athmeten glühende Vaterlandsliebe und grimmigen Tyrannenhaß. Simonides besang den Ruhm der Kämpfer von Marathon und Salamis und pries den Tod fürs Vaterland. Pindar feiert in den uns erhaltenen Hymnen die Sieger in den Kampfspielen zu Olympia, Delphi, Nemea und auf dem Isthmus. Auch bei den Modernen hat die politische Dichtung ihren Platz in der Lyrik. Eine Dichtart der Troubadours, das Sirventes, war ganz dem öffentlichen Leben gewidmet. Im politischen Sirventes forderte der Sänger zur Theilnahme an einer Unternehmung, so an den Kreuzzügen, auf, erhob die Tugenden seines Hönners, namentlich seine Freigebigkeit, tadelte das Verfahren eines Fürsten oder Volkes und zeigt ihm den Weg der Ehre und Gerechtigkeit. Im persönlichen Sirventes, das häufig mit dem politischen zusammenfällt, verhöhnt der Dichter mit unverhaltener Leidenschaft seinen Gegner, vertheidigt sich gegen Anschuldigungen, legt seine Meinung über diesen oder jenen Gegenstand dar. Im moralischen Sirventes rügt der Troubadour die Gebrechen seiner Zeit überhaupt oder einzelner Stände insbesondere und schont weder die Geistlichen noch das Oberhaupt der Kirche. Im deutschen Minnesange ist Walthar von der Vogelweide der ausgezeichnete politische Dichter und hat also die Seite des Minnesanges vorwiegend angebaut, welche sich auf den Herrendienst bezieht. Seine politischen Lieder sind dem großen Kampfe der Ghibellinen gegen die päpstliche Partei gewidmet; treu unterstützt er seinen Kaiser durch die Macht des Wortes und bekundet das wärmste Gefühl für Deutschland. Im Verlaufe unseres Jahrhunderts endlich ist eine neue Art des politischen Liedes durch Uhland und Kerner begründet worden, worin das Rechtsverhältniß zwischen Fürst und Volk der lyrischen Betrachtung unterzogen wird. An und für sich hat demnach auch in der modernen Lyrik die politische Dichtung ein großes Gebiet erobert; allein dies muß im Vergleich zu den andern Feldern unserer Lyrik als klein erscheinen, während in der antiken Lyrik die politische Dichtung den größten Raum einnimmt. Daß es aber mehr das innere Leben, als die äußere Erscheinung war, was den modernen Lyriker anzog, dafür zeugt der Mangel eines den Pindarischen Siegesgesängen ähnlichen Liedes im Mittelalter, obwohl die Veranlassung in den zahlreichen glänzenden Zusammenkünften der Ritter und in ihren Touren nahe lag.

Wenn wir trotz der lebhaftesten Sinnlichkeit der Hellenen in ihrer Lyrik so seltene Spuren von Naturdichtung antreffen, wenn die Naturmalerei keine selbständige Art ihrer Lyrik ausmacht, sondern die Naturscene immer nur zur Hebung des Gefühles dient, was den Dichter gerade be-

seelt, nicht aber eigene Empfindungen in der Brust des Dichters erweckt: so mag dies auf den ersten Blick Wunder nehmen, ist aber aus der eigenthümlichen Beschaffenheit des hellenischen Geistes leicht erklärlich. Es fehlte dem Griechen freilich nicht der Sinn für die Schönheiten der landschaftlichen Natur, aber sein ganzes Interesse wurde vom Menschen, seinen gesellschaftlichen und staatlichen Beziehungen verschlungen. Darum fühlte er nicht das Bedürfnis, sich in die Natur zu versenken, wohl aber, den Menschen in seinen Neigungen, Leidenschaften und Handlungen zu beobachten und darzustellen. Daher rührt es auch, daß die Plastik, deren höchstes Object der menschliche Leib ist, sich in der antiken Welt zu einer Höhe emporgeschwungen hat, welche die Modernen nie erreicht, geschweige denn übertroffen haben. Waren doch die hellenischen Götter ideale Menschen, und somit das Höchste, was der Mensch sich denken kann, mit menschlichem Körper behaftet. Nach der christlichen Lehre dagegen ist der Mensch zwar die Krone der Schöpfung, aber Gott offenbart sich ebensowohl in der leblosen Natur. „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes“, singt der begeisterte Psalmist: ein Sänger, welcher die Verherrlichung Gottes aus seinen Werken zum Gegenstande seiner erhabensten Dichtungen gemacht hat. Jener Hang des christlichen Geistes und das glänzende Beispiel des alttestamentarischen Lyrikers räumte der Naturbeschreibung in der modernen Lyrik eine hervorragende Stelle ein. Dazu kommt noch die Sentimentalität des Modernen. Sein Gemüth fühlt sich von der leblosen Natur so überwiegend angezogen, weil es in ihr eine größere Unschuld entdeckt, als im Menschen.

Verfolgen wir nun die Naturdichtung in der modernen Lyrik. In den Liedern der Troubadours sind das Grün der Wiesen und Bäume, der Duft der Blumen, die Klarheit des Himmels, der Gesang der Vögel die einzigen Stoffe der Naturbeschreibung, und diese Züge werden keineswegs zu einem anschaulichen Gemälde verbunden, sondern bunt an einander gereiht und nur flüchtig gezeichnet. Den deutschen Minnesängern gelang die Naturschilderung schon besser, wozu die den Deutschen innewohnende rege Empfänglichkeit für die Natur nicht das Wenigste beigetragen haben mag. „Die Minnelieder, bemerkt Wolfgang Menzel, haben einen Grundgedanken, der zugleich der Grundgedanke des ältesten heidnischen Cultus in Deutschland war, nämlich der poetische Gegensatz zwischen Sommer und Winter. In den Minneliedern hat der Schmerz und die Klage der Trennung stets den Winter, die Lust des Wiedersehens und des Liebesglückes aber den Sommer zum Hintergrunde. In endloser Wiederholung begegnen uns der Mai, die Sommerwonne, der Sonnenschein, die grüne Wiese mit der Blumen Fier, die singenden Vögel, sonderlich Frau Nachtigall, und andererseits der kalte Winter, der Reif und der Schnee. Diese Landschaftsbilder mit äußerst einfacher Staffage und sich immer gleich bleibend bilden den Hintergrund zu der vorangehenden Liebesgruppe. Die Mailandschaft gehört der guten, süßen, dem Sänger holden Frau, die Winterlandschaft der spröden, hartherzigen, oder dem einsam klagenden, von der Geliebten getrennten Dichter.“ So war der ganze deutsche Minnegesang mit Mailust und Winterklage durchwebt. In der neuern Lyrik ist die Naturdichtung zur Naturschwärmerei geworden; Matthijon und Salis haben eine malerische Lyrik voll Sentimentalität geschaffen. Neben dieser krankhaften Ausartung aber läuft eine Kette von Liedern hin, welche Feld und Wald, Land und Meer, Frühling und Herbst, Sommer und Winter und sonstige Naturbilder besingen.

Durch die Naturdichtung der deutschen Minnesänger sind wir auf den Gegenstand geführt worden, welcher immer der lyrischen Poesie eignete und ihr eignen wird, so lange noch Menschen auf der Erde leben. Das ist die Minne. Gerade in den Liebesliedern spiegelt sich, wie nirgendwo anders, der sittliche Standpunkt eines Volkes und ganzer Zeitalter ab, und wir können daher von vorn herein behaupten, daß das antike Liebeslied dem modernen, wenn dies seinen richtigen Charakter zeigt, schroff entgegensteht. Die Liebe des Mannes zum Weibe hängt wesentlich ab von der gegenseitigen Stellung der Geschlechter, vor Allem von der Achtung, welche das Weib genießt. Es steht fest, daß bei keinem gebildeten Volke das weibliche Geschlecht in schmachvolleren Verhältnissen gelebt hat, als bei den Trägern der antiken Cultur, den hochgebildeten Griechen. Das Schicksal des griechischen Weibes ist, je höher das geistige und politische Leben stieg, um so tiefer gesunken. Bei den Dorern war den Frauen ein Platz in der öffentlichen Erziehung, Mitwirkung im öffentlichen Leben, Antheil an den öffentlichen Culten und der Gymnastik verstattet, aber eben hierdurch verblich die zarte Blüte der Weiblichkeit. Denn durch den Anblick der in der Arena sich

tummelnden nackten Knaben und Männer stumpfte sich das sittliche Gefühl der Frauen ab. Bei den Aeolern war es das lockere gesellschaftliche Leben, welches dem weiblichen Geschlechte eine genüfreiche Stellung gab; aber ein festes inniges Familienleben fehlte ihnen ebensowohl, wie den Joniern, welche im Beginne ihrer Ansiedlungen sich die widerstrebenden Karrierinnen angeeignet hatten. Nirgends aber war das Weib unglücklicher, als in Attika. Hier ward es bis ins jungfräuliche Alter streng von aller Berührung mit der Außenwelt abgeschlossen und zur Unwissenheit verdammt. An den ungekannten Mann verhandelt schmachtete es in enger Häuslichkeit hin, nur, wie die attische Eheformel lautet, zur Kinderzeugung vermählt. Ein inniges, geistiges Verhältniß zwischen Mann und Weib war den Alten gänzlich fremd; die Weiber wurden überall in Griechenland mehr oder minder als Geburtsmaschinen oder pikanter Zeitvertreib angesehen und behandelt. Diese Mißachtung des Weibes hat sich schwer gerächt durch das Hetärenwesen und die unnatürliche Knabenliebe, welche überall in Griechenland mehr oder weniger im Schwunge waren und die Liebe verpesteten. Darum ist eine ideale Liebe, wie die Petraras zu seiner Laura, im Alterthume nie besungen worden. Vielmehr tritt die Frauenliebe in den lyrischen Gedichten mit der sinnlichsten Blut auf, meistens ist sie Hetärenliebe. Auch die Päderastie hat ihren Ausdruck in der antiken Lyrik gefunden. Alcäus hat sie in ausschweifenden Liedern besungen, und Stesichorus und Ibykus, obgleich sie dem dorischen Stamme angehörten, haben es nicht verschmäht, jene ekelhaften Ausschweifungen in lyrischen Gedichten zu behandeln. Noch wird aus dem dritten Jahrhundert vor Chr. ein Elegiker Phanokles genannt, welcher eine elegische Archäologie der Männerliebe abfaßte. Ein Glück, daß alle diese schenlichen Ausgeburten der Unsittlichkeit verloren gegangen sind, und ein Unglück, daß die Potentlieder der spätern hellenischen Zeit nicht dasselbe Schicksal getheilt haben.

War das Weib dem Hellenen ein untergeordnetes Wesen, so trat es schon im heidnischen Germanenthum dem Manne ebenbürtig und gleichberechtigt an die Seite. Bei den Germanen war die Ehe nicht Sache des Zwanges, sondern der freien Wahl; die deutsche Frau war nicht auf eine dumpfe Kammer des Hauses beschränkt, sondern sie nahm an Freud und Leid des Mannes ermunternden und tröstenden Antheil. Selbst in den Krieg folgte sie ihm nicht selten. So ergänzten sich nach Eichendorffs Ausdruck beide Geschlechter, Kraft und Milde. Diese Liebe hat das Christenthum noch mehr vergeistigt. So entstand der zarte Frauendienst des Mittelalters, welcher besonders in Deutschland die Unschuld und Reinheit der weiblichen Schönheit mit scheuer Hochachtung verehrte und das Weib zur Frau (trouwe), der Freudenspenderin, umschuf. Es ist mehr die Verehrung des weiblichen Geschlechtes, als einzelner Frauen. Als Ideal aber aller Weiblichkeit strahlte dem Dichter die jungfräuliche Gottesmutter entgegen, die ewige Minne, deren Born nie versiegt. Wurde die Jungfräulichkeit schon von unsern heidnischen Vorfahren als etwas Heiliges anerkannt, so erhielt diese heilige Scheu vor derselben eine ganz neue Stütze in der Marienverehrung. So singt Wolfram von Eschenbach im Parzival:

„Nichts reiner auf Erden ist,
Als die Jungfrau sonder List.
Seht, wie rein die Maide sind,
Gott selber ward der Jungfrau Kind.“

Die Marienlieder sind die höchste Blüte der modernen Minnepoesie. Die Lieder, welche von der Frauenliebe singen, nehmen erst den zweiten Platz ein. Einer großen Zahl derselben verleiht keusche Zurückhaltung bei inniger Hinneigung einen unnachahmlichen Reiz; dazu gesellt sich dann aber nicht selten ein weichmüthiges Schmachten, ein sehnsüchtiges Winseln, welches unangenehm auffällt, zumal wenn man bedenkt, daß stolze Ritter sich so vor ihren Damen beugen. Da die Sinnlichkeit niemals aus der Menschheit gänzlich verschwunden war, so ist es kein Wunder, wenn sie auch aus den Tage- oder Wächterliedern der Troubadours und Minnesänger öfters mit aller Glut hervorleuchtet. Auch schmect es stark nach Frivolität, wenn einzelne Troubadours und ein Minnesänger selbst das ewige Leben um ihrer Frau's Huld verlieren möchten. Allein darum stehen die modernen Liebeslieder denen des Alterthums ebenso wenig nach, als weil sich in der neuern

und neusten Zeit manche Liebedichter im Rothe der niedrigsten Sinnlichkeit herumgewälzt haben. Alle diese Mängel Einzelner können der modernen Lyrik jene gerühmten Vorzüge nicht rauben, die sich immer geltend machen werden, so lange die lyrische Dichtkunst noch wahrhafte Christen unter ihren Pflegern zählt.

Wir haben die Gebiete der lyrischen Poesie, welche die antike und moderne Zeit angebaut, nach drei Richtungen durchwandert. Zum Schlusse könnte man noch die Frage aufwerfen, welcher Lyrik die Palme gebühre, der antiken oder modernen. Die Antwort ist unschwer zu geben. Wir haben der antiken Lyrik eine musikalischere Form zugestanden, als der modernen; wir geben zu, daß sich in ihr, wie in der gesammten antiken Poesie, vermöge des feinsten Kunstsinnes der Hellenen die Form auf das Innigste an den Inhalt anschmiegt; wir räumen ein, daß die moderne Lyrik, wie die moderne Poesie überhaupt oft nur das Interessante bezweckt; aber wir dürfen andererseits nicht verkennen, daß der Kreis, welcher die antike Lyrik umschließt, viel enger ist, als der Ideenkreis der modernen Lyrik, daß ferner die Stoffe der antiken Lyrik vorwiegend real, während die der modernen ideal sind, daß jene mehr sinnlich, diese mehr sittlich, jene heidnisch, diese christlich ist. Wenn aber das Christenthum so hoch erhaben ist über dem Heidenthum, wie der Himmel über der Erde, so können wir keinen Augenblick anstehen, die moderne Lyrik, welche die tiefsten Tiefen der Seele und die höchsten Geheimnisse der Menschheit durchmisst, welche wegen ihres univervellen und idealen Strebens einen Farbenglanz und eine Wärme besitzt, wie niemals die antike, diese moderne Lyrik der beschränkten antiken Lyrik vorzuziehen. —